

Yvonne Niekrenz
Rauschhafte
Vergemeinschaftungen
Eine Studie zum
rheinischen Straßenkarneval

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG WACHT PROZESS LEBENSSTIL BELIEB



ERLEBNISWELTEN

Yvonne Niekrenz

Rauschhafte Vergemeinschaftungen

Erlebniswelten

Herausgegeben von

Winfried Gebhardt

Ronald Hitzler

Franz Liebl

Zur programmatischen Idee der Reihe

In allen Gesellschaften (zu allen Zeit und allerorten) werden irgendwelche kulturellen Rahmenbedingungen des Erlebens vorproduziert und vororganisiert, die den Menschen außergewöhnliche Erlebnisse bzw. außeralltägliche Erlebnisqualitäten in Aussicht stellen: ritualisierte Erlebnisprogramme in bedeutungsträchtigen Erlebnisräumen zu sinn geladenen Erlebniszeiten für symbolische Erlebnisgemeinschaften. Der Eintritt in dergestalt zugleich ‚besondere‘ und sozial approbierte Erlebniswelten soll die Relevanzstrukturen der alltäglichen Wirklichkeit – zumindest partiell und in der Regel vorübergehend – aufheben, zur mentalen (Neu-)Orientierung und sozialen (Selbst-)Verortung veranlassen und dergestalt typischerweise mittelbar dazu beitragen, gesellschaftliche Vollzugs- und Verkehrsformen zu erproben oder zu bestätigen.

Erlebniswelten können also sowohl der ‚Zerstreuung‘ dienen als auch ‚Fluchtmöglichkeiten‘ bereitstellen. Sie können aber auch ‚Visionen‘ eröffnen. Und sie können ebenso ‚(Um-)Erziehung‘ bezwecken. Ihre empirischen Erscheinungsweisen und Ausdrucksformen sind dementsprechend vielfältig: Sie reichen von ‚unterhaltsamen‘ Medienformaten über Shopping Malls und Erlebnisparks bis zu Extremsport- und Abenteuerreise-Angeboten, von alternativen und exklusiven Lebensformen wie Kloster- und Geheimgesellschaften über Science Centers, Schützenclubs, Gesangsvereine, Jugendzonen und Hoch-, Avantgarde- und Trivialekultur-Ereignisse bis hin zu ‚Zwangserlebniswelten‘ wie Gefängnisse, Pflegeheime und psychiatrische Anstalten.

Die Reihe ‚Erlebniswelten‘ versammelt – sowohl gegenwartsbezogene als auch historische – materiale Studien, die sich der Beschreibung und Analyse solcher ‚herausgehobener‘ sozialer Konstruktionen widmen.

Winfried Gebhardt (gebhardt@uni-koblenz.de)

Ronald Hitzler (ronald@hitzler-soziologie.de)

Franz Liebl (FranzL@udk-berlin.de)

Yvonne Niekrenz

Rauschhafte Vergemeinschaftungen

Eine Studie zum
rheinischen Straßenkarneval



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Zugl. Dissertation Universität Rostock 2010

1. Auflage 2011

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Lektorat: Frank Engelhardt | Cori Mackrodt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17999-5

Inhalt

Vorwort	9
1 Einleitung	11
1.1 Forschungsanlass und Ziele	11
1.2 Zwei Vermutungen	13
1.3 Forschungsstand und Ansatzpunkte	16
1.4 Gliederung der Arbeit	19
2 Vergemeinschaftung	23
2.1 ‚Gemeinschaft‘ und ‚Vergemeinschaftung‘: Begriffsgeschichte und Begriffsbestimmung	23
2.2 Bedeutung der Dimensionen Raum, Zeit und Körper	33
2.2.1 Raum	33
2.2.2 Zeit	36
2.2.3 Körper	39
3 Rausch	43
3.1 Rausch – Definitionen, Auslöser und Dimensionen	43
3.1.1 Definitionen – Rausch als veränderter Bewusstseinszustand	43
3.1.2 Auslöser – pharmakologische und psychologische Techniken ...	50
3.1.3 Bedeutung der Dimensionen Raum, Zeit und Körper für Rauscherleben	53
3.1.3.1 Rausch und Raum	53
3.1.3.2 Rausch und Zeit	57
3.1.3.3 Rausch und Körper	59
3.2 Der kollektive Rausch	63
3.2.1 Rauschregeln und Rauschkonstruktionen	63
3.2.2 Sozialintegrative Kraft des kollektiven Rausches	67
3.2.3 Ambivalenter Umgang mit Rausch	69
4 Rauschhafte Vergemeinschaftung	75
4.1 Rauschhafte Vergemeinschaftung – Begriffsbestimmung	75
4.2 Rauschhafte Vergemeinschaftung – Dimensionen	76
4.2.1 Rauschhafte Vergemeinschaftung und Raum	76
4.2.2 Rauschhafte Vergemeinschaftung und Zeit	78

4.2.3 Rauschhafte Vergemeinschaftung und Körper	81
4.2.3.1 Gestaltung der Körper: Kostüme, Kleidercodes und Kinkerlitzchen	84
4.2.3.2 Gestaltung durch Körper: Stammesrituale, Schaugesten und Showtänze	88
4.2.3.3 Die Stimme: Musik, Gesänge und Sprechweisen	92
4.2.3.4 Emotionen: Ekstase, Leidenschaft und Efferveszenz	94
4.3 Umgang mit Medien, Symbolen und psychoaktiven Substanzen in rauschhaften Vergemeinschaftungen	101
4.3.1 Medien und Symbole in rauschhaften Vergemeinschaftungen	101
4.3.2 Gesten des Genießens – rituelle Anwendung psychoaktiver Substanzen	104
4.3.3 Die Ambivalenz rauschhafter Vergemeinschaftungen: zwischen sozialem Kitt und Missbrauch durch totalitäre Regimes	107
4.4 Zusammenfassung: Rauschhafte Vergemeinschaftung als Gesellungsform der Gegenwart	110
5 Die Geschichte des rheinischen Karnevals	113
5.1 Rauschhafte Vergemeinschaftungen in traditionellen bis modernen Gesellschaften – ein historischer Abriss des Karnevals im Rheinland	113
5.1.1 Karneval als heidnisch-christliches Fest	113
5.1.2 Der Karneval vom Hochmittelalter bis zur französischen Besetzung	115
5.1.3 Exkurs: Der Narr als Symbol des Karnevals	116
5.1.4 Der Karneval unter preußischer Besetzung	117
5.1.5 Der Karneval im 20. Jahrhundert	119
5.2 Rauschhafte Vergemeinschaftungen in der Gegenwart – der Kölner Karneval heute	120
6 Vorgehensweise der Feldstudie –	
Methodologie und Methoden	127
6.1 Forschungsziele, -fragen und Vermutungen	127
6.2 Methodologische Grundlegungen	128
6.3 Methoden der Datenerhebung	130
6.3.1 Die teilnehmende Beobachtung – Methode und Basisstrategie	134

6.3.2 Die narrativen und die Ad-hoc-Interviews – Methode und Praxis	135
6.3.3 Die Dokumentensammlung – Nicht-reaktives Material zur Kontrastierung	137
6.4 Bearbeitung und Auswertung der Daten	138
6.4.1 Rekonstruktive Hermeneutik	140
6.4.2 Ethnografische Semantikanalyse	141
6.4.3 Datentriangulation	143
7 Straßenkarneval als soziale Lebenswelt – empirische Ergebnisse	145
7.1 Kategorie Raum	145
7.1.1 Karneval und seine räumlichen Bezugspunkte	145
7.1.2 „Köln ist die Nummer 1“ – Verehrung der Karnevalshochburg	146
7.1.3 Die Straße wird zur Bühne – Außeralltägliche Raumordnungen	156
7.1.4 Sakrale Räume und profane Freuden – Die Verbindung von Heiligem und Weltlichem im Karneval	165
7.1.5 Mit dem Zug zum Zug – Manchmal ist der Weg das Ziel	171
7.2 Kategorie Zeit	176
7.2.1 Karneval und seine zeitlichen Bezugspunkte	176
7.2.2 Die Programmstruktur des Außeralltäglichen	184
7.2.3 „Das kommt immer wieder und hört nie auf“ – Unendliche zyklische Wiederkehr und Endlichkeit des Seins ...	189
7.2.4 „Karneval liegt bei uns in der Familie“ – Karneval als Konstante der Biografie	192
7.3 Kategorie Körper	199
7.3.1 Das Kostüm als unerlässliches Element des Karnevalesken	199
7.3.1.1 Karneval als „Fest der Verkleidung“	200
7.3.1.2 Das Kostüm als Zeichen von Zugehörigkeit und Abgrenzung	201
7.3.1.3 Das Kostüm als Zeichen des Rollenwechsels	204
7.3.1.4 Das Kostüm als Mittel zur Kontakterleichterung	207
7.3.1.5 Das Kostüm als Teil eines Spiels und als Zeichen der Sehnsucht nach dem Kindsein	209
7.3.1.6 Kostüm contra Uniform	217
7.3.2 „Karneval is'n Gefühl“ – emotionale Erlebnisdimensionen im Straßenkarneval	223
7.3.3 Tanzen, hüpfen, rummachen – außeralltägliche Körperordnungen	228

7.3.4 „Drink doch ene met, du Jeck!“ – Alkoholrausch im Karneval	232
7.4 Raum, Zeit und Körper: Rauschhafte Vergemeinschaftungen im Straßenkarneval	238
7.4.1 Karneval und Kollektiv: „Dieses Familiending irgendwie“	240
7.4.2 Karneval und Individualität: Narziss im Clownskostüm?	245
8 Zusammenfassung – Rauschhafte Vergemeinschaftungen im Straßenkarneval	251
8.1 Rauschhafte Vergemeinschaftungen als Kitt für das soziale Gefüge	255
8.2 Rauschhafte Vergemeinschaftungen als Bewältigungsstrategie	260
8.3 Ohne Chaos keine Ordnung – Zwei Konfliktfelder des Straßenkarnevals in der Diskussion	265
8.4 Abschluss – Et is wie et is. Et kütt wie et kütt. Et hätt noch immer jot jejange.	267
9 Ausblick – Geschlechterdifferenz, Mediatisierung, Transnationalisierung	271
Quellen	275
Literatur	275
Liedgut	290

Vorwort

Aufgewachsen im karnevalsfernen Norden war mir Straßenkarneval bis zum Jahr 2007 eine fremde Welt, die ich durch die Aufgeschlossenheit, Neugierde und Großzügigkeit der Straßenjucken und Vereinsmitglieder im Rheinland facettenreich entdecken konnte. Ich bin denen unter ihnen zu Dank verpflichtet, die mir Auskunft gaben, umfangreiches Material zur Verfügung stellten, mich in ihre Reihen aufnahmen und meine Arbeit auf vielfältige Weise unterstützten. Ohne ihre mir gewidmete Zeit und ihr entgegengebrachtes Vertrauen gäbe es dieses Buch nicht. Besonderer Dank gilt meinem Doktorvater Prof. Dr. Matthias Junge (Soziologische Theorien und Theoriegeschichte) für die Freiheiten, die vertrauensvolle Unterstützung und Förderung, die ich genießen darf. Auf seine konstruktive Kritik, seine Ermutigungen und seinen fachlichen wie menschlichen Rat konnte ich in den Jahren gemeinsamer Arbeit an der Universität Rostock zu jeder Zeit zählen. Meinem Zweitgutachter Prof. Dr. Friedemann Nerdinger (Wirtschafts- und Organisationspsychologie) danke ich für seine Begeisterung für meine Arbeit. Die Kolleginnen und Kollegen am Institut für Soziologie und Demographie der Universität Rostock (insbesondere Ulrike Marz, M. A. und Clemens Langer, B. A.) waren in der Abschlussphase meiner Promotion verständnis- und rücksichtsvoll, wofür ich sehr dankbar bin. Ein persönliches Dankeschön gilt allen, die mich freundschaftlich, liebevoll und fürsorglich in intensiven Arbeitsphasen begleitet haben. Ich bin froh darüber, Freunde zu haben, die mit ihrer Zuversicht, Toleranz und Leichtigkeit mein Leben schöner machen. Besonders dankbar bin ich Dr. Juliane Stark für ein weiteres Stück gemeinsamen Weges. Der unermüdliche und unkonventionelle Beistand von Prof. Dr. Matthias D. Witte hat den Abschluss dieser Arbeit vorangetrieben, den wir beide nicht bedauern. Dass ich meine Pläne in die Tat umsetzen konnte, dass ich immer einen liebenswert-turbulenten Rückzugsort habe und dass mir die spröde, aber unverstellte mecklenburgische Sicht auf die Welt nicht verloren geht, verdanke ich meinen Eltern, meiner Schwester und meiner Großmutter. Sie sind zu meinem Glück in jeder Hinsicht besonders.

Eine abschließende Bemerkung: Nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus sprachästhetischen Gesichtspunkten werde ich mit Gender-Aspekten nicht immer korrekt umgehen. Wo es möglich ist, werde ich beide Geschlechter sprachlich erfassen; wo dies auf Komplikationen stößt, folge ich der Gepflogenheit, die dem männlichen Genus einen gewissen Vorrang einräumt.

Rostock im Dezember 2010

1 Einleitung

„Les bruits de la rue, les rengaines populaires qui se déversent du bistrot, les rumeurs et les éclats de colère qui surgissent d'un appartement aux fenêtres ouvertes, les odeurs des marrons chauds en hiver, celles des cacahuètes ou des glaces aux beaux jours, tout cela constitue ces ‚riens‘ qui font le tout de l'existence“ (Maffesoli 1979: 181).¹

1.1 Forschungsanlass und Ziele

Im Spannungsfeld von Singularisierung und Gemeinschaft, Beständigkeit und Verflüchtigung, Freiheit und Zwang, Verführung und repressiver Moral zu leben, ist eine zentrale Herausforderung für das Individuum in der westlichen Welt des 21. Jahrhunderts. Einen Aspekt dieser scheinbar widersprüchlichen Welt beleuchtet die vorliegende, kultursoziologisch orientierte Arbeit *„Rauschhafte Vergemeinschaftungen. Eine Studie zum rheinischen Straßenkarneval“*, wenn sie rauschhafte Vergemeinschaftungen als *eine* Reaktion auf gesellschaftliche Verunsicherungen und Spannungsfelder analysiert. Das Thema der Studie sind jene kurzen, flüchtigen Momente jenseits des Alltagshandelns,² die konstitutiv für das menschliche Zusammenleben und dessen Sinnhaftigkeit sind.

„Die karnevaleske Sexualität, Weinfeste, Zechereien im Bierzelt, die studentischen Gelage oder Narrenfeste, Versammlungen mit religiösem oder halbreligiösem Charakter, all diese Phänomene sind von den ihnen eigenen Anzügen und Entgleisungen begleitet und bieten eine Gelegenheit, funktionelle Zuweisungen, Nützlichkeitsabwägungen und Produktionszwänge zu durchkreuzen“ (Maffesoli 1986: 109).

Für Michel Maffesolis an der Gegenwart und am Alltagsleben interessierte Soziologie stehen die sozialen Praktiken und Rituale des Zusammenlebens, das Alltägliche wie Außergewöhnliche im Mittelpunkt, weil sie die Vitalität einer

¹ „Die Geräusche von der Straße, die populären Gassenhauer, die aus den Bistros dringen, das Gemurmel und die Wutausbrüche, die aus den offenen Fenstern einer Wohnung entweichen, der Duft der heißen Kastanien im Winter, der von Erdnüssen oder Eis an schönen Tagen, das alles konstituiert diese kleinen ‚Momente des Nichts‘, welche das Gesamt unserer Existenz ausmachen“ (Übersetzung von Maffesoli 1979: 181 in: Keller 2006: 27).

² Unter dem Begriff Alltagshandeln verstehe ich alle eingelebten, gewohnten und zweckrationalen Verhaltensweisen.

postmodernen Gesellschaft bedingen, die sich nach einem temporären (Neo-) Archaismus sehnt. Dionysos, der griechische Gott der Fruchtbarkeit und der Ekstase, wird bei Maffesoli zum Sinnbild für eine Form von Vergemeinschaftung, die einer Formlogik folgt, welche sich auf außeralltägliche Stimmungen und Erlebnisse beruft, wie sie z. B. auf Rockkonzerten, Fanmeilen, bei Citymarathons, Game Conventions und auch im Straßenkarneval erlebbar sind.

Im Zentrum dieser Arbeit steht ein Gesellungsgebilde, das als *rauschhafte Vergemeinschaftung* zu konkretisieren ist. Rauschhafte Vergemeinschaftungen sind Sozialbeziehungen in einer alternativen Wirklichkeit, die dadurch entstehen, dass Individuen sich kontingent dafür entscheiden, sich freiwillig mit anderen zusammengehörig zu fühlen, gemeinsam die Alltagsregeln zu suspendieren und außeralltägliche Raum-, Zeit- und Körperwahrnehmungen zu erfahren. Rauschhafte Vergemeinschaftungen befriedigen unter anderem das Bedürfnis von Individuen, frei, hochgradig individualisiert und zugleich nicht allein und atomisiert zu sein. Individuen können an jenen Formen von Sozialität auf der Suche nach einer mentalen und emotionalen Heimat (vgl. Hitzler 1998: 82), auf der Suche nach Sicherheit, Fraglosigkeit und Sinn collagenartig partizipieren, kurzzeitig auf diesen Wagen im Optionen-Karussell aufspringen und ihn für die Herstellung der eigenen Biografie nutzen. Im rheinischen Straßenkarneval als jährlich wiederkehrendem Volksfest konstituiert sich diese flüchtige, rauschhafte Vergemeinschaftung an kalendarisch festgelegten Tagen. Straßenkarneval ist die räumlich und zeitlich begrenzte Verkehrung alltäglicher Ordnung mit ritualisierter, kollektiver Exzessorientierung. Folgende Fragen werden auch unter Rückgriff auf das Fallbeispiel Straßenkarneval untersucht:

- Was sind rauschhafte Vergemeinschaftungen?
- Wie entstehen rauschhafte Vergemeinschaftungen? Wie werden sie kollektiv konstituiert und rituell, symbolisch und medial gestützt?
- Welche gesamtgesellschaftliche Funktion erfüllen rauschhafte Vergemeinschaftungen?
- Wie wird Straßenkarneval sozial konstruiert und welche Regelmäßigkeiten und Randbedingungen befördern rauschhafte Vergemeinschaftungen im Narrenfest?

Das Thema der Arbeit bewegt sich zum einen an den Grenzen zu anderen Disziplinen, wie beispielsweise Psychologie, Neurobiologie, Kulturwissenschaften und Ethnologie. Zum anderen richtet sich der Blick auf einen Bereich der Populärkultur, des Trivialen, der Spaßgesellschaft, des Bunt-Schillernden jenseits des Mainstreams der Soziologie. In Zeiten zunehmender sozialer Ungleichheiten, beschleunigter gesamtgesellschaftlicher Entwicklungsprozesse und enormer

Herausforderungen durch den demografischen Wandel geht es hier um einen vermeintlich banalen Gegenstand. Im kulturkritischen Diskurs mögen Phänomene wie rauschhafte Vergemeinschaftungen einem Bereich zugeordnet werden, der mit der Hilfsvokabel ‚Trivialkultur‘ etikettiert wird. Die dieser Bezeichnung zugrunde liegende normative Trennung zwischen Trivial- und Hochkultur macht ihre einzelnen Entscheidungen daran fest, ob etwas massenhaft vermarktet wird oder nicht. Bereits 1967 hat der französische Künstler und Philosoph Guy Debord die hinter Werbung, Klischees und Propaganda entstehende Scheinwelt kritisiert: „Das ganze Leben der Gesellschaften, in welchen die modernen Produktionsbedingungen herrschen, erscheint als eine ungeheure Ansammlung von *Spektakeln*. Alles, was unmittelbar erlebt wurde, ist in eine Vorstellung entwichen“ (Debord 1996 [frz. Orig. 1967]: 13, Herv. i. O.). Das Spektakel bedrohe das Individuum und seine Freiheit, schreibt der an Hegel, Marx und Lukács geschulte Denker, der vor der Gesellschaft des Spektakels, in der alles zur Ware verkommt, nicht nur warnen, sondern ihr auch schaden will. „Ihre vulgarisierten Pseudofeste, Parodien des Dialogs und der Gabe, regen zwar zu einer wirtschaftlichen Mehrausgabe an, bringen aber nur die stets durch das Versprechen einer neuen Enttäuschung kompensierte Enttäuschung wieder“ (Debord 1996: 137). Kulturkritische und normative Deutungen werden in dieser Untersuchung außer Acht gelassen. *Ziel der vorliegenden Arbeit ist dagegen, die rauschhaften Vergemeinschaftungen als eine Reaktion, möglicherweise sogar als eine Bewältigungsstrategie der vielfältigen Anforderungen und Transformationsprozessen unterworfenen Individuen zu untersuchen.* Am rheinischen Straßenkarneval als Fallbeispiel soll diese Untersuchung mit dem Blick auf Erkenntnisse der Soziologie, Anthropologie, Psychologie, Ethnologie und Pharmakologie einen kultursoziologischen und empirisch fundierten Beitrag zur Erforschung des (außeralltäglichen) Zusammenlebens in der Gegenwart leisten.

1.2 Zwei Vermutungen

Um der vorliegenden Studie eine Suchrichtung zu geben, werden zwei Vermutungen formuliert, die zum einen auf der gesellschaftlichen Ebene und zum anderen auf der individuellen Ebene angesiedelt sind. Die Untersuchung ihrer Relevanz im Verlauf der Arbeit soll anhand der Analyse vorliegender Quellen sowie der Auswertung des empirischen Materials vorgenommen werden. Dabei sind die vorläufigen Annahmen zugleich ein Vorentwurf des am Ende der Untersuchung stehenden theoretischen Konstrukts über die Funktion von rauschhaften Vergemeinschaftungen für Individuum und Gesellschaft.

Die erste Vermutung fokussiert auf die gesellschaftliche Ebene:

Rauschhafte Vergemeinschaftungen bilden einen Kitt für das soziale Gefüge. Diese flüchtigen Gesellungsformen sind eine Grundlage und Grundfigur des sozialen Zusammenlebens in der Gegenwart.

Wodurch wird diese Annahme fundiert? Victor Turner unterscheidet in „Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur“ (2005 [engl. Orig. 1969]) zwei Hauptmodelle menschlicher Sozialbeziehungen. Er stellt der Gesellschaft als strukturiertem, differenziertem und oftmals hierarchisch gegliedertem System von Positionen das Modell der *Communitas* gegenüber, das als „unstrukturierte oder rudimentär strukturierte und relativ undifferenzierte Gemeinschaft“ (Turner 2005: 96) beschreibbar ist. Ohne die Anti-Struktur der *Communitas* gäbe es demnach keine Struktur der Gesellschaft, weil durch die vor allem in rituell aufgeladenen Situationen vorkommenden „Gemeinschaften Gleicher“ (ebd.) die herrschenden gesellschaftlichen Strukturen bestätigt und wieder eingegangen werden können. Turner beruft sich vor allem auf die Analyse von Stammesritualen in traditionellen, vorindustriellen Gesellschaften. Insbesondere interessieren ihn Schwellenzustände als Übergangsriten, mit denen sich auch Arnold van Gennep beschäftigt hat („Übergangsriten. Les rites de passage“, 2005 [frz. Orig. 1909]). Dennoch „wird klar, daß die kollektiven Dimensionen – *Communitas* und Struktur – auf allen Stufen und Ebenen der Kultur und der Gesellschaft vorhanden sind“ (Turner 2005: 111). In seinem somit auch auf gegenwärtige Gesellschaftsformen übertragbaren Modell sind rauschhafte Vergemeinschaftungen als Form der *Communitas*, genauer noch: als spontane *Communitas*, anzusehen. Spontane *Communitates* können jederzeit unvorhergesehen zwischen Menschen entstehen,³ sind reich an – meist angenehmen – Gefühlen und können „niemals adäquat in einer Strukturform zum Ausdruck gebracht werden“ (Turner 2005: 133). Turners ethnologische Arbeiten sind geprägt von einer metaphernreichen Sprache voller Beispiele und Anekdoten. Die Beschreibung seiner Beobachtungen in Bildern ist sein Versuch, die unbestimmten sozialen Sachverhalte in eine dem Phänomen angemessene Sprache zu übersetzen. Den Zusammenhang zwischen (spontaner) *Communitas* und Struktur vergleicht Turner mit einer Ehe:

„Spontane *Communitas* ist Natur im Dialog mit Struktur, sie ist mit ihr verheiratet, wie eine Frau mit einem Mann verheiratet ist. Zusammen machen sie den Strom

³ Rauschhafte Vergemeinschaftungen sind in meinem Verständnis jedoch oftmals kalkuliert, vor allem wenn sie Aspekten der Kommerzialisierung unterworfen sind.

des Lebens aus, die eine sorgt für Energie, die andere für Fruchtbarkeit“ (Turner 2005: 136).

Ob rauschhafte Vergemeinschaftungen das Ehebündnis mit sozialstrukturell determinierten Gesellschaften eingehen, soll als erste Vermutung überprüft werden. Dabei stehen die wechselseitigen Abhängigkeiten ebenso im Blickpunkt wie die definitorisch implementierten Probleme und kleinen Streitigkeiten jeder guten Verbindung zweier Partner.

Die zweite Vermutung fokussiert auf die individuelle Ebene:

Rauschhafte Vergemeinschaftungen stellen in zweifacher Hinsicht Bewältigungsstrategien dar: Zum *einen* sind sie als Möglichkeit zur Teilhabe an Gemeinschaft mit alternativen Regelmäßigkeiten eine Reaktion des Individuums auf die vielfältigen Anforderungen und Transformationsprozesse in der Gegenwart. Zum *anderen* bieten sie eine Möglichkeit zum Umgang mit der existenziellen Tragik – also der Endlichkeit – des menschlichen Lebens.

Wodurch werden diese Annahmen fundiert? In erster Linie ist es die Soziologie Michel Maffesolis, aus der sich die vorgenannte Vermutung ableitet. Der Franzose arbeitet an einer Soziologie postmoderner gesellschaftlicher Konfigurationen, die durch die Formation von flüchtigen Vergemeinschaftungsprozessen mit vergänglichen Gefühls- und Erlebensbeziehungen bestimmt sind (vgl. Keller 2006: 7).⁴ Auf ihn geht das Konzept des Neo-Tribalismus zurück, auf das auch Scott Lash und Zygmunt Bauman (z. B. Bauman 1995: 299 ff.) rekurren. In diesem Modell werden postmoderne Gesellschaften als fließendes Hin und Her zwischen „Massen“ und Netzwerken von „Stämmen“ gedacht. In den neuen Stämmen gibt es neben dem gemeinsamen Handeln keine Ziele. Im Vordergrund stehen vielmehr gemeinsame Erlebnisse, Erfahrungen und Gefühle ohne Verpflichtungen, d. h. die Zugehörigkeit zu den Stämmen ist flüchtig und die gleichzeitige Teilhabe an mehreren Stämmen möglich. Das Individuum kann als Nomade zwischen den Stammes-Welten hin und her wandern, wobei die Stämme als wiederkehrende Sozialbeziehungen und als informelle, verborgene Zentralität der Macht das Weiterbestehen des sozialen Lebens sichern. Maffesoli macht in seiner Gegenwartsanalyse einen neuen Hedonismus aus, den er mit der mythologischen Figur Dionysos bebildert. In seiner *Soziologie des Orgiasmus* beschäftigt er sich mit der unproduktiven Verausgabung des Alltagslebens und mit der Orgie als Trägerin der postmodernen Sozialität. Die Orgie ist der Ort des Rausches, der Ekstasen

⁴ Auch Ronald Hitzler (1998: 82) nennt posttraditionale Gemeinschaften als eine mögliche Lösung auf der Suche nach einer mentalen und emotionalen ‚Heimat‘ und nach Wiedervergemeinschaftung.

und Transendenzen der Individuen. Dabei geht es – wie auch bei rauschhaften Vergemeinschaftungen – um einen allgemeineren Mechanismus des kollektiven Berausens. Maffesoli findet in den Alltagspraktiken – im Licht außeralltäglicher Normalität oder im „Schatten des Dionysos“ (1986) – Indizien für eine „Wieder-
verzauberung der Welt“ („Le Réenchantement du Monde“ 2007), die sich aus den Energien von Geselligkeitsformen speist, die als Formen unproduktiver Verausgabung den Herzschlag des Sozialen ausmachen.

Im Anschluss an Nietzsche, Heidegger und Freud bezeichnet Maffesoli den Orgiasmus als den Träger des Gemeinschaftslebens (vgl. Maffesoli 1986: 106). Zugleich sieht er in ihm die Möglichkeit zur Bewältigung der existenziellen Tragik des Lebens. Das orgiastische Lebensgefühl ziele darauf, den Tod zu besänftigen, was bedeute, ihn anzuerkennen und dennoch den Lebenswillen exzessiv zu demonstrieren (vgl. ebd.: 89 ff.). Dieser Vitalismus, die verschwenderische und unproduktive Verausgabung ergibt sich aus dem Bewusstsein der Endlichkeit, der Prekarität des Lebens. Das Eingehen rauschhafter Vergemeinschaftung – so die oben genannte Vermutung – ist eine Möglichkeit, auf das Wissen um die eigene Vergänglichkeit mit kurzzeitiger, verschwenderischer Vitalität zu reagieren.

1.3 Forschungsstand und Ansatzpunkte

Der Überblick zum Forschungsstand gliedert sich in drei Themenbereiche. Zunächst stehen Arbeiten zu Formen von *Vergemeinschaftung* in der Gegenwart im Zentrum. Daran schließt sich eine Skizze zur sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem *Rausch* an, um danach für die Forschungsfrage relevante Literatur zum Thema *Karneval* aufzuzeigen.

Formen von spontanen oder rauschhaften Vergemeinschaftungen haben einen festen Platz in der massenmedialen Vermittlung, wenn etwa in Boulevardmagazinen und Online-Journalen über Flash Mobs, Public Viewing oder Straßenkarneval berichtet wird. Die Soziologie findet eine ganze Fülle von Etiketten für verschiedene Varianten von Kollektivität: Szenen, posttraditionale, situative, deterritoriale oder transnationale Vergemeinschaftungen. Der Kontext der Begriffsarbeit und empirischen Fundierung dieser Sozialbeziehungen ist häufig der der Jugendforschung, obgleich eine Verbindung zwischen Altersphase und unverbindlichen Gesellungsformen nicht ohne Weiteres auf der Hand liegt.

In der Soziologie gibt es seit den 1990er-Jahren analytische Konzepte zu diesen Gemeinschaftsformen, die aktuell weiterentwickelt werden. Gerhard Schulze arbeitet 1992 in seiner „Erlebnisgesellschaft“ das Konzept der *Szene* als eine alltagsästhetische Orientierungsmöglichkeit für Erlebniskonsumenten sowie -anbieter heraus. Dabei ist der Fokus auf Kollektivitätserfahrungen von

Erlebnispublika im großstädtischen Raum und deren Einbettung in übergreifende Strukturen gerichtet. Dieter Baacke untersucht in seinem bereits 1987 [2007] erschienenen Buch „Jugend und Jugendkulturen“ mit sozialökologischem Blick die Jugendkulturen und -szenen am Ende des 20. Jahrhunderts. Wilfried Ferchhoff schließt an diese erziehungswissenschaftlich orientierte Arbeit an mit „Jugend an der Wende des 20. Jahrhunderts. Lebensformen und Lebensstile“ (1993), das mit „Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile“ (2007) seine Fortsetzung findet. Er beobachtet sehr unterschiedliche Kulturen, Gruppen, Gangs, Szenen, Tribes und Families mit vielfältigen Outfits, Ritualen, Musik, Sprachen und Handlungsformen. Ralf Vollbrecht (1997) betont die Abgekoppeltheit der Jugendgruppierungen von ihrem Herkunftsmilieu. Milieubezogene jugendliche Subkulturen wurden abgelöst von Freizeitszenen als wähl- und abwählbaren Formationen, in denen expressive und ästhetisierende Interaktionen bedeutsam sind. Ronald Hitzler, Thomas Bucher und Arne Niederbacher (2001) werfen einen mehr deskriptiven als analytischen Blick auf eine Auswahl von Jugendszenen. Zahlreiche Jugendforscher arbeiten derzeit mit großer Aufmerksamkeit an den Ausprägungen des inzwischen etablierten Konzepts *juvenile Szenen*. Heute nimmt man zwar die heterogener werdende Altersstruktur in einzelnen Jugendszenen zur Kenntnis, löst das Sozialbeziehungskonzept Szene dennoch nicht konsequent von der Altersphase Jugend.

Die zunächst analytische Beschäftigung mit unverbindlichen Gesellungsformen, die jenseits von Jugendszenen liegen und auch etablierte Alterskohorten anziehen, findet sich in Hitzlers Konzept der „posttraditionalen Gemeinschaft“ (1998). Gemeinsam mit Anne Honer und Michaela Pfadenhauer verfolgt er die hermeneutisch-wissenssoziologische Theorie und Ethnografie posttraditionaler Vergemeinschaftungen weiter (2008). Auch wenn der Band eher ein Potpourri an Positionen zusammenfasst und eine klare, auch begriffliche Festlegung auf das Konzept posttraditionaler Gemeinschaften (noch) ausbleibt, ist er für diese Arbeit eine wichtige Quelle.

In theoretischer Hinsicht bietet die französische Soziologie und Sozialphilosophie eine breite Basis. Das *Collège de Sociologie* schließt in den 1930er-Jahren an Émile Durkheims Überlegungen zur Religion an und beschäftigt sich mit dem Sakralen, dem Rausch und der Transzendenz. Zu diesem Kreis gehören unter anderem Georges Bataille und Roger Caillois, die in der Kultivierung dieser Grenzerfahrungen eine Möglichkeit sehen, der Atomisierung der Individuen in der Moderne entgegenzuwirken (vgl. Keller 2008: 98). Ihr Selbstverständnis ist ein linkes und gesellschaftskritisches, das die drohende Gefahr des Faschismus sieht. Seine Leistungsstärke gewinnt der Verbund unter anderem aus der Überschreitung der Grenzen zwischen Soziologie, Ethnologie und Anthropologie. Aus der Perspektive der *Collégiens* dienen Feste mit ihren Verausgabungen und chao-

tischem Überschäumen der Erneuerung des Sozialen. Die Arbeiten des *Collège de Sociologie* werden im deutschsprachigen Raum zurückhaltend rezipiert. Neben sprachlichen Hürden sind hierfür wohl auch die stark an philosophische Grundlagen anknüpfenden und damit schwer operationalisierbaren Begriffe verantwortlich. Die Traditionslinien des *Collège* wirken unter anderem auf Jean Baudrillard, Michel Foucault, Michel Maffesoli und Edgar Morin (vgl. dazu ausführlich Moebius 2006: 445 ff.). Maffesoli erarbeitet sein Neotribalismus-Konzept, während Morin in einer systemtheoretischen Tradition dem *homo sapiens* seinen *homo demens* gegenüberstellt, der in jedem Menschen verwurzelt ist, wodurch die Grundkonstitution jedes Individuums janusköpfig wird. Die Forschungsarbeiten auf dem Gebiet des Rausches sind dünn gesät, wenn man das Phänomen *Rausch* konsequent von der *Sucht* trennt und somit Literatur zur Suchtforschung (z. B. Dollinger/Schmidt-Semisch 2007) ausschließt. Für eine sozialwissenschaftliche Beschäftigung sind der Sammelband „Rausch – Sucht – Lust“ von Stephan Uhlig und Monika Thiele (2002), der Band „Rausch“ von Helmuth Kiesel (1999) sowie die dreibändige Materialiensammlung zu einer Ausstellung von Gisela Völger und Karin von Welck (1982) mit dem Titel „Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich“ hilfreich. Svenja Korte (2007) geht aus einer konstruktivistischen Perspektive der Frage nach, welche Konstruktionen von Rausch es bei Nutzern psychoaktiver Substanzen gibt und welche Bedeutungen, Bewertungen und Funktionen sich mit diesem Konstrukt ergeben. Daneben sind Arbeiten zu nennen, die sich unter Berücksichtigung einzelner Themenschwerpunkte dem Rausch nähern (hinsichtlich der Lebensführung etwa Kamphausen 2009, hinsichtlich des Geschlechts z. B. Jacob/Stöver 2009). Einen multidisziplinären Zugang zum Thema Rausch hat der Strafrechtler, Kriminologe und Psychologe Lorenz Böllinger (z. B. Böllinger 2002). Die erziehungswissenschaftliche und sozialpädagogische Literatur zu diesem Themenbereich ist umfangreich (vgl. etwa die zahlreichen Arbeiten von Stephan Quensel), findet wegen ihres Schwerpunkts auf Suchtprävention hier jedoch keine Berücksichtigung.

Das Phänomen Karneval als jahrhundertealtes Fest wird aus einer volkskundlichen Sicht beispielsweise umfassend bearbeitet von Dietz-Rüdiger Moser (1986), Werner Mezger (1980, 1984) und Michael Matheus (1999); mit psychologischen Fragestellungen nähert sich Wolfgang Oelsner (z. B. 2004) dem Thema; die Pädagogin Helene Klauser (2007) hat sich in ihrer Dissertation speziell dem Kölner Karneval gewidmet. Daneben gibt es Arbeiten aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive (etwa Brog 2002, Frohn 2000) sowie zahlreiche im Eigenverlag erschienene Darstellungen von Karnevalsvereinen und -verbänden.

Im Themenfeld von Vergemeinschaftung, Rausch und Karneval will diese Arbeit im Rahmen einer ethnografisch-explorativen Studie eine empirische Fun-

dierung zu Phänomenen der Vergemeinschaftung in der Gegenwart vornehmen. Die Vorgehensweise der Untersuchung skizziert der folgende Abschnitt.

1.4 Gliederung der Arbeit

Um den genannten Forschungsfragen nachzugehen, betrachtet die Arbeit die einzelnen Themenblöcke unter Einbeziehung von drei Dimensionen: Raum, Zeit und Körper.⁵ Diese Determinanten erscheinen deshalb relevant, weil sie soziale Interaktionen maßgeblich vorstrukturieren und sich deshalb als Kategorienschema für eine Analyse des Untersuchungsgegenstandes eignen. Der *Raum* wird als erste Dimension behandelt, weil er die Interaktion zwischen Individuen erst als gemeinsamen Bezugs- und Orientierungshintergrund kontextualisiert. Die materiell-räumliche Umwelt determiniert zudem über Lagerelationen die Dynamiken und Strukturen von Kommunikation. Durch seine Vorzeitigkeit ist der Raum für das Individuum immer schon mit der zeitlichen Dimension verknüpft. So wird die *Zeit* als zweite Dimension betrachtet, denn die Orientierung an ihr ist eine zentrale Handlungsbedingung. Die objektiv erfahrene und die subjektiv erlebte Zeit verdichten sich zum Zeitbewusstsein und werden als Faktor berücksichtigt, der Prozesse ermöglicht, strukturiert und normiert. Der *Körper* als dritte Dimension ist stets gestaltbares und gestaltendes Medium in sozialen Interaktionen und ein entscheidendes Medium der Subjektwerdung und der Distinktion. Die drei Betrachtungsebenen Raum, Zeit und Körper strukturieren die Arbeit und ziehen sich konstant durch die Analyse.

Kapitel 2 entwickelt den Begriff Vergemeinschaftung durch den Rückgriff auf Konzepte von Gemeinschaft und Vergemeinschaftung. Hierzu werden klassische Entwürfe von Ferdinand Tönnies (1887), Georg Simmel (1908), Émile Durkheim (1912) und Max Weber (1922) aufgearbeitet und durch aktuelle Diagnosen v. a. von Zygmunt Bauman (1995), Michel Maffesoli (1996) und Ronald Hitzler (1998) ergänzt. Die drei Dimensionen Raum, Zeit und Körper werden näher bestimmt und in ihrer Bedeutung für Vergemeinschaftungen diskutiert.

Ein wesentliches Element rauschhafter Vergemeinschaftungen ist der Rausch, der in *Kapitel 3* unter Zuhilfenahme psychologischer, kultursoziologischer, medizinischer, psychiatrischer und psychoanalytischer Perspektiven definiert wird. Weil Rausch sowohl mit pharmakologischen als auch mit psychologischen Tech-

⁵ Diese Dreiteilung erinnert an die drei Strukturformen (räumliche, zeitliche, soziale Strukturen), in die das erfahrende und handelnde Subjekt in Alfred Schütz' Lebenswelt-Konzept in jeder Situation eingebettet ist (vgl. Schütz/Luckmann 1991 [1979]: 62 ff.). Statt der „sozialen Strukturen“ von Schütz findet in dieser Arbeit die Körperlichkeit als Teilaspekt sozialer Struktur besondere Berücksichtigung.

niken ausgelöst werden kann, werden diese beiden rauschinduzierenden Gruppen vorgestellt. Anschließend geht es um die Bedeutung der drei Dimensionen Raum, Zeit und Körper in individuellen Rauscherfahrungen, um schließlich die Kollektivebene hinsichtlich Rauschkonstruktionen, Rauschregeln und Sozialintegration im Rausch in den Blick zu nehmen. Diese Betrachtung verdeutlicht, dass unser Kulturkreis auf ambivalente Weise mit dem Rausch umgeht. Dabei stehen auf der einen Seite ein Abstinenzgebot und die Rauschfeindlichkeit, und auf der anderen Seite ist unsere Lebensumwelt von Rauschmitteln und -ritualen geprägt.

Kapitel 4 führt die Arbeitsergebnisse der beiden vorangehenden Kapitel zusammen und bestimmt den Begriff *rauschhafte Vergemeinschaftung*. Neben räumlichen und zeitlichen Bezügen wird hier vor allem der Körper unter Rückgriff auf ritualtheoretische Überlegungen Victor Turners, auf gesellschaftsdiagnostische Ideen Michel Maffesolis sowie auf religionssoziologische und anthropologische Arbeiten betrachtet. Dabei geht es maßgeblich um die Frage nach der Mitglieder-Kohäsion und der Bedeutung rauschhafter Vergemeinschaftungen für Prozesse der Vergesellschaftung. Mittels theoretischer Fundierung wird ein Werkzeug zur strukturierten Analyse rauschhafter Vergemeinschaftungen vorgeschlagen.

Kapitel 5 rekonstruiert die Ursprünge und Ausprägungen des historischen Festes Karneval. Dafür werden zunächst die heidnisch-christlichen Wurzeln sowie die Entwicklung vom Mittelalter bis zur Zeit der französischen Besatzung des Rheinlands umrissen, um die Bedingungen für den Beginn des bürgerlichen Karnevals im 19. Jahrhundert zu skizzieren. Mit der Geschichte des Karnevals von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert zeigt sich auch, wie Gesellschaftsgeschichte und Karnevalsgeschichte miteinander verflochten sind. Den Abschluss des Kapitels bildet ein Überblick über wesentliche Merkmale, Bräuche und Symbolfiguren des rheinischen Karnevals.

Nach diesen theoretischen Überlegungen geht es in *Kapitel 6* um die Vorgehensweise und die Methodik der Untersuchung. Hier wird ein Einblick in den Forschungsprozess gegeben sowie das Forschungsdesign dokumentiert. Dazu werden das Konzept der ethnografisch-explorativen Studie, die Datenbasis, die Art des Feldzugangs, die Fallauswahl sowie die benutzten Auswertungsverfahren vorgestellt.

Kapitel 7 präsentiert die Ergebnisse der empirischen Studie. Im Fokus stehen Veranstaltungen des rheinischen Straßenkarnevals der Jahre 2007 und 2008 und die dort beobachteten Phänomene rauschhafter Vergemeinschaftung. Für die Rekonstruktion der sozialen Welt ‚Straßenkarneval‘ ist zunächst die Identifizierung des Gesamtphänomens unter Rückgriff auf unterschiedliche im Feld vorgefundene Sichtweisen und Deutungsangebote interessant. Beobachtungen im Feld, narrative Interviews sowie eine Dokumentenanalyse geben Aufschluss darüber, wie der Raum (vor allem die Innenstadt Kölns), die Zeit (vor allem die Tage zwischen Weiber-

fastnacht und Aschermittwoch) und die Körper (der feiernden Narren als Medien) Einfluss nehmen auf die prozesshafte Bildung von rauschhafter Vergemeinschaftung.

Kapitel 8 bündelt die empirischen Ergebnisse in Bezug auf die Ausgangsfragen und setzt sie in Beziehung zu den theoretischen Befunden. Eine Diskussion der beiden in dieser Einleitung formulierten Vermutungen schließt diesen Teil der Arbeit ab.

Der Ausblick in *Kapitel 9* zeigt Themenfelder auf, die sich im Verlauf der Studie als relevant für das Beziehungsgebilde rauschhafter Vergemeinschaftungen im Straßenkarneval herausgestellt haben, jedoch nicht weiter verfolgt werden konnten. Eine Bearbeitung der Themen Geschlechterdifferenzen und Geschlechterordnungen im Karneval, Mediatisierung des Karnevals sowie Karneval als transnationales Ereignis könnte an anderer Stelle einen lohnenswerten Anschluss an diese Arbeit darstellen.

2 Vergemeinschaftung

Das zweite Kapitel zielt zunächst darauf ab, den Begriff Vergemeinschaftung zu definieren (2.1). Hierzu werden kursorisch die Begriffe Gemeinschaft, Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung bei Ferdinand Tönnies, Max Weber, Georg Simmel und Émile Durkheim bestimmt und auf ihre Eignung für die Fragestellung dieser Arbeit überprüft. Sodann werden die Entwürfe zu einer ‚posttraditionalen Gemeinschaft‘ bei Axel Honneth und Ronald Hitzler besprochen, wobei letzterer durch seinen Rückgriff auf den ‚Neotribalismus‘ eine Beschäftigung mit Michel Maffesoli und Zygmunt Bauman nahelegt. Weil Vergemeinschaftung im hier dargestellten Verständnis auf physische Kopräsenz angewiesen ist, werden in den weiteren Ausführungen die drei Dimensionen Raum, Zeit und Körper aus einer soziologischen Perspektive betrachtet (2.2).

2.1 ‚Gemeinschaft‘ und ‚Vergemeinschaftung‘: Begriffsgeschichte und Begriffsbestimmung

Der Begriff ‚Gemeinschaft‘ zählt zweifellos zu den Schlüsseltermini der Soziologie. Während er aufgrund wechselnder politischer Implikationen innerhalb des deutschen Sprachraums mit sehr unterschiedlichen Konnotationen behaftet ist und in ebenso unterschiedlicher Intensität verwendet wird (vgl. Opielka 2006), fällt die Beschäftigung mit ihm derzeit vergleichsweise intensiv aus. Eine Begriffsbestimmung, auf die beständig zurückgegriffen wird, erarbeitet Ferdinand Tönnies bereits in seiner Gegenüberstellung von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1887). Der Begriff ‚Gemeinschaft‘ ist in seinem Verständnis gekennzeichnet durch „reales und organisches Leben“ (Tönnies 1991: 3), wogegen die als Antagonismus konstruierte ‚Gesellschaft‘ eine „ideelle und mechanische Bildung“ (ebd.) sei. Tönnies führt die Gemeinschaft auf drei Arten von Sozialbeziehungen zurück: Mutter-Kind-, Ehepartner- und Geschwisterverhältnisse. Auf diesen primären Stammverwandtschaften aufbauend expliziert er daran anschließende Beziehungen der Verwandtschaft, Verbindungen durch Nachbarschaft und durch Freundschaft. „Wo immer Menschen in organischer Weise durch ihre Willen miteinander verbunden sind und einander bejahen, da ist Gemeinschaft von der einen oder der anderen Art vorhanden“ (ebd.: 12). Somit ist Gemeinschaft nicht nur durch physisches, sondern vor allem durch psychisches, gemeinsame Interessen und Wertvorstellungen betreffendes Zusammenleben begründet. Klar be-

grenzte, (auch hierarchisch) strukturierte Gebilde wie Familie, Haus, Dorf oder Stadt sind Beispiele für Gemeinschaften, aus denen durch räumliche, geistige und affektuelle Nähe Solidarität erwächst. Die Mitgliedschaft zu den als lebendigen Organismen verstandenen Gemeinschaften ergibt sich durch Geburt oder biografische Umstände (z. B. Heirat) und ist zumeist weder frei wähl- noch ohne weiteres kündbar und erst recht nicht „herstellbar“. Auf letzteres verweist Tönnies' Unterscheidung zwischen Wesens- und Kürwillen.

Der Gegenbegriff ‚Gesellschaft‘ zeichnet sich nicht durch dauerndes und echtes, sondern durch vorübergehendes und scheinbares Zusammenleben aus (vgl. Tönnies 1991: 4). Dieses mechanische Aggregat und Artefakt wird repräsentiert durch die fließenden Grenzen einer Großstadt oder das Abstrakte des Weltmarktes. Verbindungen entstehen durch Tauschakte und beziehen sich somit weniger auf Personen als auf Sachen. Das künstliche und bewusst geschaffene Konstrukt Gesellschaft, in der Menschen „nicht wesentlich verbunden, sondern wesentlich getrennt sind“ (ebd.: 34), entsteht durch Marktgesetze.

Tönnies' Begriffsbestimmungen sind geprägt von einer Zeit rasanten technischen Fortschritts, der gesellschaftliche Transformationsprozesse auslöste, die mit ihrer für viele Zeitgenossen beängstigenden Rasanz das Aufkommen romantischer und nostalgischer Vorstellungen von solidarischen Dorfgemeinschaften als kontrastierende Bilder zu der als seelenlos und mechanisch empfundenen Gesellschaft in Großstädten begünstigte. Ein solches Verständnis von Gemeinschaft ist eine typische Reaktion auf die Entwicklungen und Veränderungen des 19. Jahrhunderts. Tönnies' analytische Dichotomien sind für die Definition von ‚rauschhaften Vergemeinschaftungen‘ jedoch aus zwei Gründen nicht brauchbar. Zum einen lassen sich Beziehungstypologien gegenwärtig nicht so scharf differenzieren: Rauschhafte Vergemeinschaftungen umfassen gleichermaßen die Merkmale von ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gesellschaft‘. Zum anderen ist in Tönnies' Gemeinschaft die Zugehörigkeit nicht frei wählbar. Hilfreich für eine Begriffsbestimmung rauschhafter Vergemeinschaftung sind jedoch seine Verweise auf *physische Anwesenheit* und *psychische Einstellung* der Akteure als notwendige Charakteristika von Gemeinschaft. Wesentlich ist auch seine Feststellung, dass Gesellschaft ein soziales Gebilde ist, das sich konstruieren, bewusst erschaffen lässt und nur durch vorübergehendes und scheinbares Zusammensein der Individuen zustande kommt.⁶

⁶ An Tönnies' Arbeit scheinbar anknüpfend gibt es in der ‚deutschen Soziologie‘ der Jahre 1933–1945 einen Boom in der Beschäftigung mit dem Schlüsselbegriff ‚Gemeinschaft‘. In ihren Auffassungen und Auslegungen differieren die Arbeiten aus dieser Zeit nicht nur wesentlich untereinander, sondern weichen zum Teil auch von der Definition von Tönnies ab, wenn beispielsweise ein „Wille zur Gemeinschaft“ proklamiert wird. Vielfach sind die in der „deutschen Soziologie“ der NS-Zeit beschriebenen Formen mehr ‚Bund‘ als ‚Gemeinschaft‘ (vgl. Breuer 2002).

Max Weber greift Tönnies‘ Unterscheidung auf, wenn er in „Wirtschaft und Gesellschaft“ die Begriffe ,Vergemeinschaftung‘ und ,Vergesellschaftung‘ aufbaut. In Abgrenzung zu Tönnies ist Weber nicht an den Strukturen der Sozialgebilde, sondern an der Prozesshaftigkeit sozialen Handelns interessiert. Seine Unterscheidung trifft er deshalb im Hinblick auf seine vier dominierenden Handlungstypen.

„,Vergemeinschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns – im Einzelfall oder im Durchschnitt oder im reinen Typus – auf subjektiv *gefühlter* (affektuellem oder traditionalem) *Zusammengehörigkeit* der Beteiligten beruht“ (Weber 1980: 21, Herv. i. O.).

Die Vergemeinschaftung geht auf Formen des a-rationalen Handelns zurück. In ihr spielen das Wir-Gefühl und die Abgrenzung gegen Dritte eine wichtige Rolle. Die Schaffung einer gefühlten Zusammengehörigkeit und der Bindung an eine Gruppe sind Voraussetzung für ihr Entstehen. Die Akteure müssen aufgrund dieser Emotion ihr Verhalten aneinander orientieren.

Vergesellschaftung beruht hingegen nach Weber auf rationalen Handlungstypen, bei denen die Interessen der Beteiligten zentral sind.

„,Vergesellschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns auf rational (wert- und zweckrational) motiviertem *Interessenausgleich* oder auf ebenso motivierter *Interessenverbindung* beruht. Vergesellschaftung kann typisch insbesondere (aber nicht: nur) auf rationaler *Vereinbarung* durch gegenseitige Zusage beruhen. Dann wird das vergesellschaftete Handeln im Rationalitätsfall orientiert: a) wertrational an dem Glauben an die *eigene* Verbindlichkeit, – b) an zweckrational an der Erwartung der Loyalität des *Partners*“ (ebd.: 21 f., Herv. i. O.).

Klare Abgrenzungskriterien zwischen diesen beiden Erscheinungen sozialer Beziehungen formuliert Weber nicht. Vielmehr geht er davon aus, dass der Großteil der Sozialbeziehungen sowohl den Charakter von Vergemeinschaftungen als auch den Charakter von Vergesellschaftungen tragen kann, also eine Mischung von Handlungsorientierungen vorliegt. So können auch in Familien – bei Tönnies das prototypische Beispiel für Gemeinschaft – rationale Handlungsorientierungen entscheidend sein, zum Beispiel bei der Heiratswahl. Die Familie als Sozialbeziehung trägt damit zugleich Charakterzüge von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Umgekehrt können auch auf rationalen Motiven gegründete Beziehungen dazu neigen, Gefühlswerte zu stiften, die über zweck- und wertrationale Motive hinausgehen.

Webers Definitionen sind für den Fortgang der Arbeit hilfreich, weil er die *wechselseitige Verhaltensorientierung* und die *Schaffung einer gefühlten Bindung* beschreibt, die zur Vergemeinschaftung führen. Seine Begriffsbestimmung ist an der Prozesshaftigkeit und der Orientierung sozialen Handelns ausgerichtet und zeigt, dass sehr heterogene Tatbestände zu einer Vergemeinschaftung führen können. Sowohl für Weber als auch für die im Folgenden zu entwickelnde Arbeitsdefinition ist wichtig, dass das Verhalten in Vergemeinschaftungen durch ein *Zusammengehörigkeitsgefühl* aneinander orientiert wird.

Ein weiterer Klassiker der Soziologie, Georg Simmel, bearbeitet ebenfalls den Begriff ‚Vergesellschaftung‘. Den Terminus ‚Vergemeinschaftung‘ bespricht er nicht systematisch, legt ihn aber in seiner Emotionssoziologie konzeptionell an. Dort, „wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten“ (1968 [1908]: 4), beginnt für Simmel Gesellschaft. Er versteht Gesellschaft als eine Summe von Wechselwirkungen und als etwas Prozesshaftes. Der Begriff, der die Dynamik dieses Sozialgebildes erfasst, ist ‚Vergesellschaftung‘, die er wie folgt definiert:

„Die Vergesellschaftung ist also die, in unzähligen verschiedenen Arten sich verwirklichende Form, in der die Individuen auf Grund jener – sinnlichen oder idealen, momentanen oder dauernden, bewußten oder unbewußten, kausal treibenden oder teleologisch ziehenden – Interessen zu einer Einheit zusammenwachsen und innerhalb deren diese Interessen sich verwirklichen“ (Simmel 1968: 5).

Gefühle sind Grundlage des Sozialen, und emotionales Handeln übernimmt in der Gesellschaft eine integrative Funktion (vgl. Simmel 1966 [1890]). Simmel unterscheidet primäre von sekundären Gefühlen. Werden Wechselwirkungen zwischen Individuen durch Emotionen erzeugt, handelt es sich um primäre Gefühle (z. B. Liebe, Glaube, Sehnsucht, Hoffnung), die eine gestaltende Kraft auf soziale Wirklichkeit ausüben. In seinem „Fragment über die Liebe“ (Simmel 1993 [1923]) weist er darauf hin, dass „der Gegenstand der Liebe in seiner ganzen kategorischen Bedeutung nicht vor ihr da [ist], sondern erst durch sie“ (ebd.: 20). Das primäre Gefühl Liebe gibt dem Ding und dem Wesen erst die Bedeutung, die es für das Individuum hat. Auf die Fragestellung der Arbeit übertragen bedeutet dies, dass erst durch das Wir-Gefühl, durch die *gespürte Zusammengehörigkeit* ein gemeinschaftliches, kollektives Verhalten und schließlich eine Gemeinschaft entstehen kann. Aus der Gemeinschaft sind diejenigen ausgeschlossen, die die gemeinschaftlichen Gefühle nicht teilen. Nach vorangegangenen Wechselbeziehungen können sekundäre Gefühle entstehen (z. B. Treue, Dankbarkeit, Vertrauen), die durch solide und regelmäßige Wechselwirkungen in der Gruppe eine stabilisierende Funktion erfüllen.

Neben den primären Gefühlen wirkt ein weiterer Aspekt stimulierend auf die Gruppenbildung. Die *Gegnerschaft gegen einen Dritten* hat eine besonders verbindende Kraft, die eine freundliche Beziehung zum Dritten in dieser Intensität nicht auslösen würde:

„Es ist eine Tatsache von der größten soziologischen Bedeutung, [...] daß die gemeinsame Gegnerschaft gegen einen Dritten unter allen Umständen zusammenschließend wirkt, und zwar mit sehr viel größerer Sicherheit so wirkt, als die gemeinsame freundliche Beziehung zu einem Dritten“ (Simmel 1968: 457).

Aversionen gegen Dritte wirken für Simmel in jeder Art von Gruppenbildung einheitsfördernd, weil die Unterscheidung zwischen Freund und Gegner die sozialen Beziehungen spürbar macht und die Notwendigkeit des Erhalts der Gruppe ins Bewusstsein rückt.

Für die in dieser Arbeit zu entwickelnde Definition des Begriffs „Vergemeinschaftung“ ist in Simmels klassischen Ansätzen neben der Betonung der *Emotionen* bei der Entstehung von Wechselwirkungen und letztlich sozialen Einheiten noch die einheitsfördernde Kraft einer *Gegnerschaft gegen Dritte* bedeutsam.

Émile Durkheim hat sich ebenfalls mit Gemeinschaft als soziologischem Grundbegriff beschäftigt und den Fokus auf Solidarität gelegt. Er schreibt den Emotionen in der Gemeinschaft als Vorbedingung für alles Soziale und als Grundlage für gruppenkohäsive Prozesse einen konstruktiven Charakter zu. Gemeinschaftsbindungen basieren auf einer gemeinsamen Moral und bilden das Fundament für die Gesellschaft. In seinem späten Werk „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ (frz. Orig. 1912) knüpft er die Existenz von sozialen Gemeinschaften an die Voraussetzung periodisch wiederkehrender Zustände der kollektiven Verschmelzung. Religiöse Riten halten die Gemeinschaft aufrecht und stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe. Die sinnlich erfahrbare Nähe der Individuen bei den Zeremonien spielt für ihn eine entscheidende Rolle.

„Es gibt keine Gesellschaft, die nicht das Bedürfnis fühlte, die Kollektivgefühle und Kollektivideen in regelmäßigen Abständen zum Leben zu erwecken und zu festigen. Diese moralische Wiederbelebung kann nur mit Hilfe von Vereinigungen, Versammlungen und Kongregationen erreicht werden, in denen die Individuen, die einander stark angenähert sind, gemeinsam ihre gemeinsamen Gefühle verstärken“ (Durkheim 1994: 571).

Das Kollektivgefühl wird auch unter Verwendung von Bildern und Zeichen erzeugt, indem diese eine Übertragungsleistung übernehmen, die Durkheim auch als Ansteckung bezeichnet. Das Bild kann die Gefühle der Individuen vereinen

und die Gefühle der Gemeinschaft repräsentieren. Durkheims religionssoziologische Studie beschreibt das kollektive Gefühl und seine Steigerung. Sie betrachtet die Religion als etwas, dessen wesentliche Funktion in der Stiftung gesellschaftlichen Zusammenhalts und gesellschaftlicher Identität liegt. In religiösen Gemeinschaften wird also durch rituelle Praktiken Grundsätzliches für die Gesellschaft geleistet. Kollektivgefühle können sich verstärken und den Einzelnen mitreißen. Durkheim verdeutlicht den Prozess der Ansteckung am Beispiel der Trauer:

„Die Trauer wie die Freude erregen sich, werden stärker, wenn sie von Bewußtsein auf Bewußtsein übergreifen und drücken sich in der Folge in Form von überschwenglichen und heftigen Bewegungen aus [...]. Der Einzelne wird von der Masse mitgerissen. Es entsteht eine Art Trauerpanik“ (ebd.: 536).

Eine für die vorliegende Arbeit wichtige Erkenntnis ist, dass *geteilte Gefühle* zu einer Gruppenkohäsion führen. Durch *rituelle Praktiken* verstärken sich die Gefühle der Individuen in einer Vergemeinschaftung.

Auch spätere Arbeiten betonen die Bedeutung von Gefühlen für die Gemeinschaftsbildung. Randall Collins etwa vollzieht – wie Durkheim und Simmel – mit der emotionalen Zugehörigkeit die Grenzziehung zwischen Gemeinschaft und Nicht-Gemeinschaft bzw. Inklusion und Exklusion (vgl. Collins 1984: 389 ff.). Er entwirft eine sozialstrukturell ausgerichtete Emotionssoziologie und zeigt, wie Emotionen soziale Situationen vorstrukturieren. In der deutschsprachigen Emotionssoziologie hat unter anderem Heinz-Günter Vester (1991) die soziale und kulturelle Kodierung von Emotionen beschrieben. Ihm geht es um die Ansteckung und Dynamik emotionaler Prozesse. Von einem systemtheoretischen Hintergrund ausgehend stellt Vester fest, dass Menschen bewusst oder unbewusst die Emotionen, die sie bei anderen Menschen sehen, mit den eigenen Gefühlen synchronisieren können. Danach findet eine Rückkoppelung mit den Interaktionspartnern statt. Nachahmung, Ansteckung und Imitation von Emotionen beruhen nicht nur auf einem Reiz-Reaktionsschema, wie der Behaviorismus behaupten würde, sondern beinhalten Prozesse der Enkodierung und Kodierung von Zeichen. Die *Imitation von Emotionen* in Vergemeinschaftungen setzt demnach die Kenntnis von Symbolen voraus.

Zeitgenössische Ansätze, die Formen von Vergemeinschaftungen in den Blick nehmen, ohne intensiven konzeptionellen Bezug zu kollektiven Emotionen herzustellen, sind zwei Beiträge zu „posttraditionalen Gemeinschaften“.⁷ Die

⁷ Daneben ist mindestens noch eine weitere Verwendungsweise des Begriffs posttraditionale Gemeinschaft zu nennen: Karin Knorr Cetina bezeichnet in ihrer Studie „Wissenskulturen“ (Knorr Cetina 2002) die kollektiven Strukturen, die unter den Beteiligten an Großexperimenten (100 bis

Aufsätze von Axel Honneth und Ronald Hitzler bieten zwei Konzepte, die in der Bezeichnung zwar ähnlich sind, jedoch verschiedene Ausgangspunkte haben und auf jeweils unterschiedliche Phänomene zielen. Axel Honneth nennt 1993 einen Aufsatz „Posttraditionale Gemeinschaften. Ein konzeptueller Vorschlag“. Fünf Jahre später wählt Ronald Hitzler die Artikelüberschrift „Posttraditionale Vergemeinschaftung. Über neue Formen der Sozialbindung“ und geht darin auf Sozialbeziehungen ein, deren Entstehung er als Konsequenz des Modernisierungsprozesses und der damit einhergehenden Individualisierung sieht.

Aus kommunitaristischer Sicht machen die kulturellen Bedingungen individueller Selbstverwirklichung eine Vergemeinschaftung von sozialen Lebenszusammenhängen notwendig (vgl. Honneth 1995 [1993]: 261). In Honneths Entwurf wird ein Gemeinschaftsbegriff vorgeschlagen, der so gefasst ist, dass er die Voraussetzung für menschliche Selbstverwirklichung enthält. Er versteht solche Formen der sozialen Beziehung als Gemeinschaft, „die durch die Orientierung an einem gemeinsam geteilten Gut gekennzeichnet sind, also durch den Bezug auf intersubjektiv als gültig angesehene Werte“ (ebd.: 262). Weil die soziale Integration einer Gemeinschaft durch die wechselseitige Wertschätzung der Mitglieder mit ihren Eigenschaften oder Fähigkeiten passiert, sind Gemeinschaften hier stets Verhältnisse von Solidarität. Diese Auffassung von Gemeinschaft ist normativen Bedingungen von innen wie von außen unterworfen. Intern ist es das Anerkennungsmuster der wechselseitigen Wertschätzung, während extern solche Gemeinschaften als moralisch vertretbar gelten, die eine individuelle Autonomie respektieren und ihre Mitglieder weder physisch noch psychisch beeinflussen. Honneths (eher liberales) Konzept der posttraditionalen Gemeinschaft versucht die Vermittlung zwischen Liberalen und Kommunitaristen. Posttraditionale Gemeinschaften beginnen dort, wo die normative Struktur eines sozialen Gebildes durch die Möglichkeit bestimmt ist, dass jedes Mitglied so in seinen Leistungen und Fähigkeiten anerkannt wird, dass es sich selbst wertzuschätzen lernt (vgl. ebd.: 269). Zudem ist die symmetrische Wertschätzung von Bedeutung. Damit ist gemeint, dass das Individuum sich reziprok im Licht von Werten betrachtet, die die Fähigkeiten und Eigenschaften des jeweils Anderen als bedeutsam für die gemeinsame Praxis erscheinen lassen. Auf posttraditionale Gemeinschaften im Sinne von Axel Honneth mit ihrer stark normativen Grundhaltung geht diese Arbeit nicht weiter ein. Vielmehr erscheint eine Analyse des Beitrags von Ronald Hitzler

2.000 Teilnehmer) in der Hochenergiephysik (und anderen naturwissenschaftlichen Forscherverbänden) entstehen, als *posttraditionale globale Gemeinschaften*. Sie geht der Frage nach, wie auf individueller Ebene Vertrauen und eigene kommunikative Ordnungen entstehen. Die Orientierung am gemeinsamen Ziel vereint die Forscher und die Pluralität der Disziplinen und Interessenlagen. Diese posttraditionalen globalen Gemeinschaften produzieren Wissen, dessen Entstehungsprozess Knorr Cetina in ihrer ethnografischen Arbeit darstellt.

(1998) für das Konzept dieser Arbeit hilfreich. Hitzler bezeichnet mit ‚posttraditionalen Vergemeinschaftungen‘ einen Modus sozialer Aggregation, „der sich insbesondere dadurch auszeichnet, daß die *freiwillige Einbindung des Individuums auf seiner kontingenten Entscheidung für eine temporäre Mitgliedschaft in einer – typischerweise von einer Organisations-Elite im Zusammenhang mit Profitinteressen stabilisierten und perpetuierten – (vorzugsweise freizeit- und konsumorientierten) sozialen Agglomeration* beruht“ (ebd.: 82, Herv. i. O.). Solche Kollektive resultieren aus der Konglomeration von kommerziell evozierten Zugehörigkeitsentscheidungen. Auf der Suche nach Verlässlichkeit, Sicherheit und Zugehörigkeit geht das Individuum Optionen zur Wiedervergemeinschaftung ein und wechselt symptomatischerweise von Gruppenorientierung zu Gruppenorientierung. Dabei entstehen eine Collage an Partizipationen und das „Spektrum von Sinn-Provinzen“ (ebd.), in dem das Individuum sich bewegt.

Ziel und Interesse posttraditionaler Gemeinschaften sind lediglich die gemeinsame Handlung – andere Motivationen und Interessen werden nicht geteilt. Die Abgrenzung zur Umwelt und damit die Entstehung der Vergemeinschaftung erfolgt durch ein Wir-Bewusstsein, das in der subjektiven Perspektive des sich vergemeinschaftenden Individuums idealerweise als reziprok unterstellt wird. „[D]as Verhältnis zu einem, zu mehreren, zu vielen anderen konstituiert sich im Akt der Vergemeinschaftung und in der Fortdauer der Gemeinschaft zumindest in Abgrenzung zu einem, zu mehreren oder zu vielen ‚Dritten‘“ (ebd.: 83). Demnach resultiert die Gemeinschaft nicht aus der Solidarität, wie bei Honneth, sondern aus einer Art „Komplizenschaft‘ *gegenüber* dem bzw. den ‚Dritten‘“ (ebd., Herv. i. O.). ‚Dritte‘ können auch abstrakte Gebilde wie die Gesellschaft schlechthin sein. Das Wir-Bewusstsein bleibt eine individuelle Fiktion und könnte nur introspektiv ermittelt werden. Damit ist auch die Gemeinschaft eine Imagination und existiert nur durch den Glauben an ihre Existenz.

Die Motivation des Individuums, nach Gemeinschaft zu suchen, irgendwo dazu zu gehören, resultiert aus der Erfahrung des Ausgebettetheits. Diese für das moderne Dasein symptomatische Erscheinung führt dazu, dass Menschen verschiedene Formen von Gesellung eingehen. Posttraditionale Gemeinschaften sind auf „Teilzeit“ angelegt, vororganisiert, professionell stabilisiert und bieten eine wenigstens relative Sicherheit und Fraglosigkeit. Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar, weil die Gemeinschaft auf dem „Insgesamt *voluntativer* Akte freiwilliger Selbstbindung“ (ebd.: 84, Herv. i. O.) beruht. Daher ist auch das Sanktions- und Normierungspotenzial dieser Sozialbeziehungen deutlich begrenzt.⁸ Die

⁸ Hitzlers Aussage kann jedoch trotz einiger Formulierungsähnlichkeiten nicht mit dem Prinzip der Freiwilligkeit bei Talcott Parsons verbunden werden. Während bei Hitzler jederzeit ein Ausstieg aus der Gemeinschaft möglich ist, kann sich das Individuum bei Parsons nicht jederzeit lösen.